

„Wem g’herst na du?“

Nachdenken über vergessene Spielregeln

WEM G’HERST NA DU?

Ich hatte mit vielem gerechnet, aber am wenigsten mit Neid. Die Idee war, in mein oberbayerisches Heimatdorf zu fahren, um darüber zu schreiben, wie es ist, dort jung zu sein, wie schwierig es ist, um genau zu sein, aber ausgerechnet dieses Gefühl hat mich erwischt.

Die Gemeinde, in der ich aufgewachsen bin, hat heute knapp 1.500 Einwohnerinnen und Einwohner, in meinem Geburtsjahr war es noch ein Drittel weniger. Ich weiß noch, dass ein Junge, der mit meiner Schwester in die Klasse ging, der tausendste Bürger war; das hat man immer dazugesagt, wenn es um ihn ging, und mir kommt das erst jetzt komisch vor, während ich es aufschreibe. Wenn ich an meine Kindheit und Jugend in diesem Dorf denke, muss ich meine Gefühle genau in diese Phasen zerlegen: Als Kind genoss ich die Natur und den freien Raum, den die Gegend bot; als Jugendliche konnte ich es kaum erwarten, der Enge des Dorfklatches, der Nähe zu Menschen, die ich mir nicht ausgesucht hatte, der intriganten Gerüchte und ungeschriebenen Regeln zu entkommen. Vor zwölf Jahren bin ich weggezogen, um in der großen Stadt in Ruhe erwachsen zu werden.

Heute bin ich zurückgekehrt, um zu sehen, was sich verändert hat, ob sich etwas verändert hat. Ich will wissen, wie es heute ist, in meinem Heimatdorf jung zu sein. Und was passiert, wenn ich mich an meine eigene Jugend erinnere.

Ich war nicht oft zu Besuch seither, einmal im Jahr in der Regel, immer zu Weihnachten, immer in geschlossenen Räumen. Plötzlich aber stehe ich nun wieder da auf dem Platz zwischen Volksbank, Friedhof und Dorfladen, ausgerüstet mit Stift, Block und Kamera, und doch ganz und gar ungeschützt. Ein Kind, das nach Hause kommt, an einen Ort, an dem es sich nicht zu Hause fühlt. Manches ist neu hier, vieles ist bekannt, aber nichts ist vertraut, ohne wehzutun. Warum eigentlich? Warum ist es für die einen ganz normal, ein ortsgebundenes Zuhause zu haben, eine Heimat, die sich klar benennen und erfühlen lässt, während andere diesen Ort immer wieder von Neuem mühsam in sich selbst errichten? Das frage ich mich, während ich mit Michelle rede. Sie steht mit ihren beiden Beinen auf dem Boden,

als wäre sie daraus herausgewachsen, und erklärt geduldig alles, was ich wissen will. Wie vertreibt ihr euch heute die Langeweile? Das wollte ich fragen, aber jetzt fällt mir die Frage nicht mehr ein, und das liegt vermutlich an Michelle. Sie redet und lächelt, und es gibt absolut keinen Zweifel daran, dass sie genau dort, wo sie steht, richtig steht.

Michelle ist 25 und ich kenne sie schon fast ihr ganzes Leben, aber das bemerke ich erst, als ich mich endlich traue, sie zu fragen, wer sie eigentlich ist. Als hätte ich meine Professionalität am Ortseingangsschild abgegeben, fühle ich mich eine ganze Weile lieber schuldig, dass ich nicht weiß, mit wem ich gerade rede, anstatt danach zu fragen. Man kennt sich hier im Dorf, man hat sich zu kennen, und wer es nicht tut, der gehört nicht hierher. Eigentlich dachte ich, ich will es auch nicht. Warum fühle ich mich trotzdem schlecht, es bestätigt zu bekommen? Und was soll das eigentlich bedeuten, irgendwohin zu gehören? Überhaupt: gehören. „Wem g’herst na du?“ – „Wem gehörst denn du?“, denke ich sofort an diese verhasste Frage, die mir als Kind im Dorf immer wieder gestellt wurde. Die richtige Antwort war der Name meiner Eltern, eigentlich der meines Vaters. „Ich gehöre niemandem“, würde ich heute gerne stellvertretend für dieses Mädchen antworten, aber damals habe ich brav meinen Nachnamen genannt. Die auskunftsfreudige Michelle frage ich jedenfalls nicht, wem sie gehört, aber ich frage sie dann doch endlich nach ihrem Namen. Als ich ihn höre, muss ich lachen – natürlich, sie ging mit meinem Bruder in die Klasse, und wenn ich mich recht erinnere, dann war sie auch eines der wenigen Mädchen, das mit ihm Fußball gespielt hat. Das war etwas Besonderes Anfang der 2000er, und mein kleiner Bruder mochte Mädchen aus dem Fußballverein damals am liebsten.

Michelle ist heute Gründungsmitglied des hiesigen „Deandlvereins“, und das ist der Grund, warum ich mit ihr rede. Ich hatte gehört, dass in meinem Heimatdorf vor kurzem ein Pendant für Mädchen zum in dieser Gegend omnipräsenten Burschenverein gegründet wurde. Michelle weiß es natürlich genauer: Es war im Oktober 2018, und es war eine große Sache

hier. Heute, es ist ein gutes Jahr später und der vierte Advent, steht eine Handvoll Mitglieder auf dem Platz vor dem Rathaus und verkauft Glühwein. Schon zum zweiten Mal haben sie den Christkindlmarkt organisiert. Er hat nur wenige Stände und dauert nur zwei Tage. Heute ist der zweite Tag, es ist Mittag und der gestrige Abend war so fröhlich, dass nicht viele schon wieder auf den Beinen und bereit für den nächsten Glühwein sind. Eine Ausnahme ist Antonia, die Vorsitzende des Vereins, der offiziell noch gar nicht eingetragen ist; das dauert noch, da gibt es bürokratische Hürden. Antonia ist 19 und sie hatte die Idee, dass es so etwas im Dorf endlich einmal braucht. „Ich hatte einfach das Gefühl, dass es gut ist, wenn die Mädels sich alle noch besser kennenlernen und zusammenhalten“, sagt sie. Sie studiert auf dem Campus Weihenstephan im nahen Freising Brau- und Getränketechnologie, das lässt sich pendeln. Aus dem Dorf wegzuziehen, darüber scheint Antonia nie ernsthaft nachgedacht zu haben.

Mittlerweile hat ihr Deandlverein 47 Mitglieder. Man kann eintreten, sobald man 16 ist, das Höchstalter ist 36, aber wenn man heiratet, ist man raus. Es ist ähnlich wie die Regeln in den Burschenvereinen, und auch hier ergibt sich das Mindestalter aus der legalen Biertrinkgrenze. „Sonst wird es schwierig“, sagt Antonia, schließlich geht man zusammen aufs Pfaffenhofener Volksfest und zur Fahnenweihe. Alle tragen dann das gleiche Dirndl, man demonstriert seine Zugehörigkeit, und darauf wird auch mehr als einmal angestoßen. Das ist aber nicht alles, die Deandln helfen beim Ferienprogramm für die Kinder, sie organisieren Bierkastenrallyes und eine Weihnachtsfeier. Ihr Plan sei aufgegangen, sagt Antonia, alle zwei bis drei Monate sehe man sich zur Vollversammlung und die Dorfgemeinschaft habe enorm von den Deandln profitiert. Man sieht ihr an, dass sie auf den Erfolg ihrer Idee stolz ist, wenn sie erzählt: Sogar aus den umliegenden Gemeinden haben sich junge Frauen der neuen Vereinigung angeschlossen, die Nachfrage sei hoch, und das Angebot in den einzelnen Dörfern ist in der Tat rar. „Toll“, sage ich, und schiebe hinterher, dass ich mich bestimmt gefreut hätte, wenn es das früher auch schon gegeben hätte. Vielleicht hätte ich mich dann mehr zu Hause gefühlt, denke ich weiter. Es ist schön, das zu denken, und im gleichen Moment weiß ich, dass es nicht stimmt. Ich be-

schließe, die DeandIn nicht weiter zu stören, trinke den lauwarm servierten und inzwischen eiskalten Glühwein aus und mache mich auf den Weg zu meinen Großeltern.

Die Strecke zu dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, ist von hier, ich muss quasi einmal von Ortsschild zu Ortsschild und dann noch den Berg rauf, in 15 Minuten entspannt zu laufen. Dort warten Oma und Opa in der einen Hälfte des Doppelhauses auf meinen Besuch. Die andere, die linke Hälfte, in der ich meine Kindheit und Jugend verbracht habe, ist an ein junges Ehepaar verkauft worden. Die Tochter wurde vor kurzem eingeschult, sie lebt jetzt in der Doppelhaushälfte, Wand an Wand zu meinen Großeltern, so wie ich es in ihrem Alter getan habe; ein kleiner Weg mit Schiefertafeln führt von einem Grundstück zum anderen, und man weiß nicht, wo das eine beginnt und das andere aufhört. Doppelhaushälfte. Gibt es irgendein Wort, das deutscher klingt? Gibt es irgendeins, das beengter klingt? Ich müsste jetzt eigentlich nach rechts, links geht es zur Schule. Die Entscheidung fällt mir leicht, es zieht mich auf meinen alten Schulweg; ich will noch einen kurzen Spaziergang machen und mich erinnern.

Ich gehe an der Kirche vorbei, in der ich getauft wurde und meine Kommunion hatte. In der ich in der Grundschule mit einem Mitschüler Hochzeit gespielt habe, ohne so recht zu wissen, was das ist. Er hatte mir ein, in der Rückschau eher zweifelhaftes, Kompliment über unsere Gemeinsamkeit – dicke Augenbrauen – gemacht und meinte, wir seien deshalb füreinander bestimmt. Also mussten wir heiraten, klar. Er hatte als Einziger in meiner Klasse einen türkischen Nachnamen, und heute weiß ich, dass ihn alle ganz und gar falsch aussprachen, aber er hat niemanden je korrigiert. Viele solcher Gedanken- und Bildfetzen tauchen in mir auf. Ich hätte nicht gedacht, dass ich ausgerechnet mit unserer Dorfkirche so viele Erinnerungen verbinde, aber vermutlich ist das so, wenn man auf dem bayerischen Land aufgewachsen ist. Es ist die Kirche, in der ich zum ersten und letzten Mal im Beichtstuhl saß. In der ich einmal ohnmächtig geworden bin, weil ich den Weihrauch nicht vertragen habe. In der ich gefirmt wurde.

Der Firmunterricht, das weiß ich noch genau, war im Pfarrhaus, und auch das kann ich jetzt sehen, es liegt einmal gegenüber der Straße auf einem kleinen Hügel. Wir haben alles Mögliche dort besprochen, vieles, das mir unwichtig erschien, und ich weiß noch, dass es mich irritiert hat, dass niemand es vorab für nötig hielt, zu erwähnen, dass wir bei der Firmung das Glaubensbekenntnis sprechen müssen. Ich glaube an die heilige katholische Kirche. Während ich es sagte, wusste ich, dass es nicht stimmt, weil ich nicht wusste, was das bedeuten soll; aber es war auch keine Option, es nicht zu sprechen. Es wäre ein Skandal gewesen, hier auszuscheren.

Meine Eltern waren selten in der Kirche und nie besonders katholisch. Trotzdem war ich in der Kinderbibelwoche und später Ministrantin. Ich denke an den Jungen, der mir mit seinen ständigen Grimassen, über die ich während des Gottesdienstes grinsen und manchmal sogar lachen musste, das Ministrieren verleidet hat. Ich habe dann aufgehört, es war mir peinlich. Er war auch beim Sternsingen dabei und hat Gummibärchen auf die glühende Kohle im Weihrauchfass gelegt, bevor er zu Leuten ins Haus ging, die er nicht mochte. Das hat furchtbar gestunken. Ich weiß auch noch, dass ich beim Sternsingen immer der Caspar sein wollte, der schwarze König; das war so anders, so interessant, und die schwarze Schuhcreme im Gesicht ging immer so schwer weg, dass man Tage später noch darauf angesprochen wurde, und dann konnte man sagen, man war der schwarze König. Heute würden das nicht wenige in meinem Umfeld Blackfacing nennen und sich darüber aufregen. Ich weiß nicht genau, wie ich dazu stehe. Ich würde es heute nicht mehr machen, aber ich glaube auch, dass es niemandem geschadet hat, dass ich damals der schwarze Caspar war. Das liegt vielleicht auch daran, dass es in unserem Dorf einfach niemanden gab, der sich davon hätte angegriffen fühlen können. Es gab keine Menschen mit dunkler Hautfarbe bei uns. Es gab auch kaum Migrantinnen oder Migranten. Der polnische Pfarrer war einer der wenigen. Er ist gekommen, nachdem der alte mit einer Frau aus dem Dorf weggezogen ist – man erzählte sich, dass er mit ihr in einem anderen Ort lebte; offiziell sei sie seine Haushälterin.

Ministrieren, Sternsingen, Kinderbibelwoche – wenn man nicht wie viele Jungs Fußball oder Tennis spielte oder darauf wartete, der Freiwilligen Feuerwehr beizutreten, dann blieb einem damals eigentlich nur die Kirche, die das stärkste Identifikationsangebot für die Jugend zu bieten hatte. Antonia hatte wahrscheinlich Recht, denke ich – man brauchte hier wirklich so etwas wie den Deandlverein, ein Alternativangebot ohne Bezug zum Glauben; denn wer damit nichts anfangen kann, der wird sich einsam fühlen. Während ich darüber nachdenke, stehe ich plötzlich unvermittelt vor dem Vater einer ehemaligen Schulkameradin. Sofort fällt mir ein, dass er Polizist ist, der Beruf der Väter war immer ein Thema. Ob er mich noch kennt? Ich grüße ihn, lächle ihn an. Fast warte ich ein bisschen darauf, dass er mich fragt, wem ich gehöre, aber natürlich wird er das nicht tun, ich bin eine erwachsene Frau. Er schaut mich neugierig an. Als ich mich vorstelle und ihn frage, ob er sich erinnert, meine ich zu sehen, dass er ein bisschen rot wird. Komisch, denke ich, es ist ihm unangenehm, dass er mich nicht gleich erkannt hat, vielleicht fühlt er sich sogar ein bisschen schuldig, man kennt sich schließlich hier im Dorf.

Nach einer kurzen Unterhaltung – meine einstige Mitschülerin ist inzwischen Mutter geworden – gehe ich weiter. Schon sehe ich die Schule mit dem großen Schlittenberg, laufe an der Turnhalle mit den aufgeklebten schwarzen Vögeln an den Fensterscheiben vorbei – wurden die eigentlich irgendwann einmal ausgetauscht oder sind es immer noch dieselben? Ich laufe über meinen einstigen Schulhof direkt auf den Kindergarten zu und schon wird mir warm im Bauch. Wie habe ich diese Zeit gemocht! Ich denke an meine heißgeliebte Kindergärtnerin Rosmarie und habe keine Ahnung, was sie heute macht und ob sie überhaupt noch lebt; für mich war sie schon damals uralt und ganz weich. Ich sehe über den Zaun der Villa Sonnenschein und suche unser kleines Häuschen. Es wurde abgerissen und durch ein größeres ersetzt. Unseres war so klein, dass die Kindergärtnerinnen nicht durch die Tür gepasst haben. Nur wir Kinder konnten hindurchkriechen, und wenn wir nicht freiwillig herauskamen, hatten die Erwachsenen ein Problem. Oder habe ich das nur geträumt? Ich weiß es nicht. Zeit umzukehren.

Auf dem Weg zu meinen Großeltern komme ich am Garten des Künstlers vorbei. Er macht Skulpturen aus Schrott, die stehen dann da in seinem Garten. Ich kann mich noch an einen Raben aus zusammengeschweißtem Blech erinnern, ich habe ihn jeden Morgen gesehen, wenn ich zu meiner Schule gelaufen bin, und ich fand ihn schön. Manche im Dorf haben den Künstler nur „den Verrückten“ genannt. Ich sehe, dass er ein Schild aufgestellt hat: „Bei mir gibt es keine Unordnung: Da stehen nur Ideen herum!“ Ich muss grinsen. Frech im Raum herumstehende Ideen, Freiheit, das hat die Leute in meinem Dorf schon immer gestört. Wie damals geredet wurde, als ein schwules Paar ein Haus in unserer Straße bezogen hat. Der eine Mann hatte zwei Kinder, die nun bei ihm und seinem Freund lebten. Ich war ein Teenager, aber ich glaube noch zu wissen, wie meine Wut über das Gerede sich angefühlt hat. Wenigstens hoffe ich das, denn alles andere könnte ich schwer ertragen.

Die Straße, auf der ich laufe, während ich daran denke, ist nach der Kleinstadt benannt, in der ich später das Gymnasium besucht habe. Darüber habe ich früher nie nachgedacht. Es ist die Pfaffenhofener Straße, eine verheißungsvolle Straße – dahin habe ich mich so oft gesehnt, bevor es mir auch dort zu eng geworden ist. Da waren sie irgendwann alle, meine Freundinnen und Freunde, der Volleyballverein, die erste Liebe. Ich laufe jetzt direkt auf eine kleine Bushaltestelle zu, an der mein Schulbus gehalten hat. Einmal morgens hin, einmal mittags zurück, dazwischen: kein Entinnen. Einmal am Tag ging noch ein anderer Bus, der fuhr nach Freising, in die andere Stadt in Reichweite. Ob Michelle und Antonia und die anderen Deandln wohl oft mit dem Bus rausfahren? Ich komme näher und sehe: Mein Dorf gehört inzwischen zum Münchner Verkehrsverbund. Da hängt ein Fahrplan, der Bus fährt unter der Woche mittlerweile neunmal täglich. Das hätte vieles leichter gemacht, denke ich, aber vermutlich stimmt das nicht einmal.

Ich schaue auf die Haltestelle am Fuße des Berges, auf dem mein Elternhaus steht. Ihn hinaufzugehen ist nur eine Richtung, die man an dieser

Kreuzung einschlagen kann. Rechts geht es raus aus dem Dorf – wie oft haben meine Eltern mich und meine Schwester mit dem Auto hier rausgefahren, vor allem, als wir älter wurden? Wie oft haben sie es nicht getan, obwohl wir unbedingt wollten? Als es uns nicht mehr gereicht hat, am Nachmittag zum Wald zu laufen, wo wir mit einem Freund ein Lager bauten. Maiskolben von den Feldern zu stehlen. Mit Schnee und heißem Wasser ein vereistes Iglu zu bauen. Oder im Hof der anderen Dorfkinder „Scheitelschlagen“ zu spielen. Ich weiß noch ganz genau, dass ich mitgespielt habe, aber ich kenne die Regeln nicht mehr. Ich weiß nicht, ob ich Michelle und Antonia wünsche, dass sie sie verlernen oder nicht. Auf jeden Fall glaube ich, dass sie wissen, dass sie nur sich selbst gehören. Und ich beneide sie darum, dass sie wissen, wohin sie gehören.